

Mit der Lizenz zum Lächeln

Sieben 007-Filme prägten das Leben von Sir Roger Moore. Nun ist erstmals ein James Bond gestorben.

VON MICHAEL DONHAUSER UND ULI HESSE

Er übernahm unzählige Filmrollen, vor allem aber war er Bond – James Bond. Der Name Roger Moore wird immer mit seiner Paraderolle „007“ verbunden sein. Nach seiner Pensionierung als Geheimagent rettete er nicht mehr die Welt, sondern half Kindern und Tieren. Am Dienstag starb Roger Moore im Alter von 89 Jahren in seiner Schweizer Wahlheimat. Er erlag nach Angaben seiner Familie einem Krebsleiden.

Irgendwie wurde man nie den Eindruck los, dass Roger Moore das Lächeln angeboren war. Ob er in der Rolle seines Lebens als Geheimagent ihrer Majestät gerade mit einem der Bond-Girls flirtete, als Simon Templar einen Geheimauftrag ausführte oder vor Live-Publikum seine Bücher signierte: Kaum jemand konnte so ironisch die Stirn runzeln wie er. Kurz vor seinem Tod räumte er noch mit einem Irrtum auf: Bei Frauen sei er immer unsicher gewesen, sagte Moore, der von vielen als Inbegriff des Womanizers gesehen wurde, im vergangenen Herbst in einem Interview mit dem Daily Telegraph.

Seit seinem ersten James-Bond-Film „Live and Let Die“, auf deutsch „Leben und sterben lassen“ (1973), wurde Sir Roger mit der Rolle als 007 in Verbindung gebracht – obwohl er nie einen Wodka Martini mit den Worten „geschüttelt, nicht gerührt“ bestellt hatte. „Die Leute grüßen mich noch immer manchmal als James Bond“, sagte Moore in einem Interview. „Aber eigentlich hat Bond nicht mehr mit mir zu tun, als dass er mir ähnlich sieht.“

Siebenmal gab Moore in den 1970er- und 1980er-Jahren den Superagenten und gleichzeitig das Sexsymbol im Geheimdienst Ihrer Majestät, öfter als jeder andere seiner Schauspieler-Kollegen. Er ist der erste der sechs Bond-Darsteller, der nicht mehr am Leben ist. Auch in seinen zwölf Jahren als Bond ging Moore der Humor nie verloren – obwohl er seinen Vorgänger

Sean Connery für den Besseren in der Rolle hielt. „Sean hat die Rolle geschaffen und definiert, er ist wahrscheinlich der Beste“, sagte Moore. Und: „In der Gegenwart ist Daniel Craig genau der Richtige.“ Als Moore 58 war, gab er die Lizenz zum Töten zurück. „Das war der Tiefpunkt in meinem Leben“, sagte er einmal. Wieder so ein Satz, bei dem man nicht sicher sein konnte, ob er wirklich ernst gemeint war. Manche Kritiker behaupten gar, Moore habe den eigentlich ernst gemeinten Romanstoff Ian Flemings zu sehr zum Klamauk verkommen lassen.

Dabei war Roger Moore, Sohn eines Polizisten und Junge aus einfachen Verhältnissen im armen Londoner Süden, in den vergangenen Jahren nicht immer nur zum Lachen zumute. Er kämpfte mit seinem Prostata-Krebs und mit schweren Herzrhythmusstörungen. Seinen Herzschrittmacher bezeichnete er einmal als sein wertvollstes Besitztum.

Nach den Bond-Filmen konzentrierte er sich zunehmend auf die Hilfe für bedrohte Kinder und für Tiere. Moore war für das UN-Kinderhilfswerk Unicef und die Tierschutzorganisation Peta aktiv. „Ich würde mir nur wünschen, dass ich in meiner Arbeit für Unicef genauso erfolgreich sein könnte wie James Bond“, sagte Moore. Für seinen Einsatz für Kinder erhielt er im Jahr 2003 in Deutschland das Bundesverdienstkreuz. Im selben Jahr wurde Moore zum „Knight Commander of the British Empire“ erhoben, seitdem war er ein „Sir“.

2012 wurde ihm auf dem Semperoperball in Dresden der St. Georgs-Orden verliehen. Bis ins hohe Alter war Sir Roger rastlos, die Bühne immer noch sein Zuhause. Er war sich nicht zu schade, kleinere Auftritte zu genießen, etwa wenn er in Deutschland den Startschuss für ein Sechs-Tage-Rennen gab. Kurz vor seinem 85. Geburtstag trat er als Hilfsauktionator bei dem Auktionshaus Christie's auf, als Erinnerungstücke aus James-Bond-Filmen unter den Hammer kamen. (dpa)



Roger Moore als James Bond (links) und mit seiner Frau Christina Thosttrup auf dem Semperoperball in Dresden, auf dem er 2012 den St. Georgs-Orden verliehen bekam.

Fotos: dpa, Getty Images



Ulrike Almut Sandig erhält Literaturpreis

Berlin. Die 38-jährige Schriftstellerin Ulrike Almut Sandig wird mit dem Literaturpreis des Kulturkreises der deutschen Wirtschaft geehrt. Sie sei eine Lyrikerin, die die deutsche Sprache zu klanglich hochkomplexen Architekturen forme, befand die Jury. „Ihre Gedichte entfalten eine suggestive Wirkung, immer in Zugewandtheit zu Thema und Motiv und mit einem staunenden Glauben in die Kraft von Sprache.“ Der Preis ist mit 20 000 Euro dotiert und soll bei der Jahrestagung des Kulturkreises im Oktober in München vergeben werden.

Ulrike Almut Sandig stammt aus Großenhain, lebte lange in Leipzig, wo sie am Literaturinstitut studierte, und seit einigen Jahren in Berlin. Neben Gedichten schreibt sie doppelbödige Erzählungen und Hörspiele. Zurzeit leitet sie ein Prosaseminar an der Bayerischen Akademie des Schreibens. An der Kölner Hochschule für Musik und Tanz übernimmt sie eine Dozentur als „Poet in Residence“. Vor wenigen Tagen erschien das „Jahrbuch der Lyrik 2017“, das die Autorin mit herausgegeben hat. (SZ)

NACHRICHTEN

Deutscher Theaterpreis wird in Leipzig verliehen

Leipzig. Der Deutsche Theaterpreis „Der Faust“ wird in diesem Jahr in Leipzig vergeben. Die feierliche Preisverleihung sei am 3. November im Schauspiel geplant, kündigte Leipzigs Kulturdezernentin Skadi Jenicke an. Die undotierte Auszeichnung wird in acht Kategorien verliehen, dazu kommt ein Preis für ein Lebenswerk. Stifter des Theaterpreises sind der Deutsche Bühnenverein, die Bundesländer, die Kulturstiftung der Länder und die Deutsche Akademie der Darstellenden Künste. (dpa)

Jazz-Echo für Klaus Doldinger

Hamburg. Der Saxofonist und Bandleader Klaus Doldinger (81) wird mit dem Echo Jazz für sein Lebenswerk ausgezeichnet. „Doldingers musikalische Bandbreite ist enorm, sie reicht von Latin Swing bis zum Jazzrock“, teilte Dieter Gorny, Vorstandsvorsitzender des Bundesverbandes Musikindustrie (BVMi), am Dienstag mit. Doldinger schrieb die „Tatort“-Titelmelodie und andere Filmmusiken, wurde aber vor allem mit seiner 1971 gegründeten Band Passport berühmt, deren erster Schlagzeuger Udo Lindenberg war. (dpa)

UNART

Verbrechen ist in England selten eine Folge von Schlechtigkeit. Fast immer ist es eine Folge von Hunger.

Oscar Wilde (1854–1900)

Marx, Pöppelmann und ein Heer Entwurzelter

Friedrich Dieckmann, der jetzt achtzig wird, ist einer der vielseitigsten Publizisten. Sein jüngstes Buch entdeckt Luther als Kapitalismuskritiker.

VON KARIN GROSSMANN

Als Karl Marx den Kapitalismus studiert, findet er überrascht einen Verbündeten: Martin Luther. Wie dieser die Kaufleute als Wucherer angreift, das Monopol an einzelnen Produkten kritisiert und die Rolle der Arbeit hervorhebt – das alles ist Marx sehr sympathisch. Für ihn ist der einseitige Augustinermönch der „erste deutsche Nationalökonom“. Allein im „Kapital“ gibt es acht Zitate aus Luther-Texten.

Es sind solche Knotenpunkte im Knäuel der Geschichte, die der Publizist Friedrich Dieckmann aufspürt. Er sucht nach Parallelen und wiederkehrenden Mustern. Mit einiger Kühnheit stellt er fest, dass die DDR, mit ihrer Planwirtschaft und der Bescheidung der Bedürfnisse näher bei Luther war als bei Marx. Dieckmann beschreibt, wie beide ihre Theorien in Phasen des gesellschaftlichen Umbruchs entwickelten.

Für solche Phasen interessiert sich der Publizist besonders. Es ist kein Zufall, dass er in den Jahren nach 1989 auffällig viele Essays schrieb. Dabei weinte er der DDR keine Träne nach – ein origineller Denker wie er empfand die Einschränkungen besonders bedrückend. Doch auch die neuen Verhältnisse beobachtete er mit Skepsis. Kritisch kommentierte er etwa, dass der Grund und Boden von Ost-Land fast voll-

ständig in den Besitz von Leuten und Firmen aus West-Land kam. Es sei zu spät bemerkt worden, „dass die steuerzahlende Allgemeinheit hier eine fantastische Vermehrung von Privatvermögen subventioniert hat“. Hellsichtig forderte Dieckmann bereits 1992, dass Eingewanderte aus anderen Kulturen wirtschaftlich und staatsbürgerlich integriert werden müssen, weil sonst ein „Heer Entwurzelter“ entsteht, „ein „Subproletariat unter dem Subproletariat“, das an der Basis der Gesellschaft „ein terroristisches Klima“ erzeugen kann.

In jedem Fall liefert Friedrich Dieckmann scharfsinnige und streitbare Analysen. Was er dem österreichischen Multitalent Egon Fridell bescheinigt, gilt für ihn selbst: „die Souveränität eines überschäumenden Geistes“. Dieckmann, der am Donnerstag 80 wird, zeigt diese Souveränität auf vielen Gebieten. Beinahe jedes Jahr

bringt er ein neues Buch heraus. Tiefgründig und leicht zugleich schreibt er über politische Prozesse, architektonische Patzer, Schiller, Brecht oder die „beiden Sitzungsopern unserer Nationalkultur“: „Meistersinger“ und „Zauberflöte“. Da kann der Ton wechseln, klingt sachlich, leidenschaftlich, spöttisch oder poetisch. Nur modische Häme findet man nie.

In seinen Büchern spaziert Dieckmann häufig durch seine Kindheitsstadt Dresden. Wenn er Semper und Pöppelmann als Baumeister feiert, fragt er zugleich, was die Heutigen als Erbe hinterlassen werden. Die lakonische Antwort: „eine Menge Beton“. So tief der Autor auch in der Geschichte gräbt – das ist nie Selbstzweck. Seine Wege führen stets in die Gegenwart.

■ Buchtipp: Friedrich Dieckmann, Luther im Spiegel. Quintus Verlag, 264 Seiten, 22 Euro



Originell, liberal und unerhört produktiv: Friedrich Dieckmann. Er gehört zu den Mitbegründern der Sächsischen Akademie der Künste. Foto: gezett

Kitschiger Trost

Zwei Lebenskrisen verarbeitet Adel Tawil in seinen neuen Songs – und scheut dabei nicht die heile Schlagerwelt.

VON MARLEEN HOLLENBACH

Als der Satiriker Jan Böhmermann unlängst vor der Echo-Verleihung die Popmusik verhöhnnte, da konnte Adel Tawil nicht anders; er musste antworten. Statt entrüstet zu sein, zeigte der Sänger Verständnis. Es sei natürlich etwas dran, wenn Böhmermann davon spreche, dass die Popmusik in die Schlager-Richtung drifte. Doch ein Künstler, der von seiner Plattenfirma dazu gedrängt werde, müsse „Nein“ sagen, oder sich darauf einlassen.

Egal ob Adel Tawil nun vergessen hat, „Nein“ zu sagen, oder ob er sich darauf einlassen wollte, eines steht fest: Sein neues Album „So schön anders“ ist von Schlager-Elementen geprägt. „Geht’s auch mal runter und rauf, wir geben alles doch niemals auf“, heißt es zum Beispiel im harmoniesüchtigen Song „Bei dir“. Helene Fischer hätte es nicht besser reimen können. Hymnenartige Refrains – wie im anbedienenden „Sensation“ – und einfache Melodien erledigen ihr Übriges.

Dabei ist es gar nicht verwunderlich, dass sich der 38-Jährige nach einer heilen Welt sehnt. Seine eigene ist mächtig durcheinandergeraten. Adel Tawil musste eine gescheiterte Ehe und einen schweren Unfall verkraften. 2014 trennte er sich von seiner Frau. Im vergangenen Jahr brach er sich bei einem Sprung in den Pool einen

Halswirbel. Beide Erlebnisse prägen das Album. In „Mein Leben ohne mich“ packt Adel Tawil seine ganze Wut. Das Lied entstand direkt nach dem Ehe-Aus. In anderen Songs geht es um Selbstfindung und die Frage, was im Leben zählt. Themen, mit denen sich der Sänger nach seinem Unfall im Krankenhaus auseinandersetzt.

Eine Sache muss man ihm lassen: Adel Tawil verliert sich nicht in der Welt der Harmonie. Der Berliner hat auf seinem Album sogar für politische Botschaften Platz. Der Titel „Eine Welt eine Heimat“, für den er sich Unterstützung vom senegalesischen Sänger Youssou N’Dour geholt hat, ist ein starker Friedensappell. Noch stärker ist der von Hip-Hop-Beats getragene Song „Gott steh mir bei“, den der Sänger nach den Anschlägen von Paris schrieb. „Ich dachte eigentlich, wir wären schon viel weiter, und merke erst jetzt, wie ich beinahe verzweifelte“, singt er und verarbeitet so das Gefühl der Hilflosigkeit.

Seine inbrünstige Stimme kommt in diesem Lied gut, aber auf dem Album insgesamt zu wenig zur Geltung. Etwas Wehmut kommt auf, erinnert man sich an große Hits wie „Du bist vom selben Stern“ oder „Du erinnerst mich an Liebe“, als er noch Sänger der Band Ich+Ich war und Musikerin Annette Humpe zum Team gehörte. Solche Titel, die noch Jahre im Gedächtnis bleiben, fehlen auf dem neuen Album. Das heißt aber nicht, dass die Lieder keine Ohrwurm-Qualität haben. Die erste Singleauskopplung „Ist da jemand“ ist bereits Stammgast im Radio.

■ Adel Tawil in Sachsen: 30.06. Parktheater Plauen, 29.07. Junge Garde Dresden, 9.11. Haus Auensee Leipzig.